JONATHAN KELLERMAN

Rachenacht

GOLDMANN
Lesen erleben

Buch

Als Detective Milo Sturgis vom Los Angeles Police Department zu einem Tatort gerufen wird, erinnert ihn der Zustand der Leiche an die ausgeweideten Opfer von Jack the Ripper: Der toten Frau wurden die eigenen Gedärme wie eine Kette um den Hals geschlungen. Angesichts der abnormen Grausamkeit des Täters erhofft sich Sturgis Hilfe von dem smarten Psychologen und langjährigen Polizeiberater Alex Delaware. Zunächst deutet vieles auf ein persönliches Motiv hin. Doch dann werden vier weitere Menschen tot aufgefunden – ein brutaler Serienkiller versetzt die Bewohner der Stadt in Angst und Schrecken. Auch wenn zwischen den Opfern keinerlei Gemeinsamkeiten zu erkennen sind, gleichen die Umstände der Tat einander aufs Haar: bestialisch verstümmelte Leichen, ein sauber und ordentlich hinterlassener Tatort ohne jegliche Spuren bis auf ein weißes Blatt mit einem Fragezeichen. Die Ermittlungen führen die beiden Freunde schließlich an einen Ort, an dem Unmenschlichkeit und Wahnsinn einen verhängnisvollen Pakt eingegangen sind.

Weitere Informationen zu Jonathan Kellerman
sowie zu lieferbaren Titeln des Autors
finden Sie am Ende des Buches.

Jonathan Kellerman

Rachenacht

Thriller

Übersetzt
von Kristiana Dorn-Ruhl

GOLDMANN

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2012
unter dem Titel »Victims« bei Ballantine Books,
an imprint of The Random House Publishing Group,
a division of Random House, Inc., New York

Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich

MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C014496
FSC
www.fsc.org

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das FSC®-zertifizierte Papier *München Super* für dieses Buch
liefert Arctic Paper Mochenwangen GmbH.

1. Auflage
Deutsche Erstveröffentlichung April 2013
Copyright © der Originalausgabe 2012 by Jonathan Kellerman
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2013
by Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München
Umschlagmotiv: plainpicture/Millennium/Jamie Smith
Redaktion: Dr. Martina Klüver
MR · Herstellung: Str.
Satz: Uhl + Massopust, Aalen
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN: 978-3-442-47883-5
www.goldmann-verlag.de

Besuchen Sie den Goldmann Verlag im Netz

Für Libby McGuire

1

Dieser Fall war anders.

Milos knappe Nachricht um acht Uhr morgens ließ darüber keinen Zweifel.

Komm und schau dir das an, Alex. Hier ist die Adresse.

Eine Stunde später hielt ich dem uniformierten Beamten am Absperrband meinen Ausweis hin. Er zuckte zusammen. »Dort oben, Doc«, sagte er und deutete in den ersten Stock eines hellblauen Zweifamilienhauses mit schokoladenbraunen Fenstern und Türen, ehe er die Hand an sein Gürtelhalfter legte, als rechnete er damit, sich jeden Moment verteidigen zu müssen.

Es war ein älteres Haus, hübsch, im typisch kalifornisch-spanischen Stil, nur die blaue Farbe passte nicht so recht dazu. Auch die Stille war sonderbar. Die Straße war an beiden Enden abgeriegelt, drei Einsatzfahrzeuge und ein dunkelbrauner Ford LTD standen quer zur Fahrbahn. Von der Gerichtsmedizin war noch niemand da.

»Schlimm?«, fragte ich den Beamten.

»Man könnte es wahrscheinlich besser ausdrücken, aber das trifft es schon ganz gut.«

Milo stand reglos wie eine Statue am oberen Ende des Treppenaufgangs, ohne die obligatorische Zigarre im Mund, ohne in seinen Block zu kritzeln, ohne Anweisungen zu knurren. Die Arme in die Seiten gestützt, sah es aus, als

hätte er den Blick auf irgendeine entfernte Galaxie gerichtet.

Seine blaue Nylonwindjacke reflektierte die Sonne nach allen Richtungen. Sein schwarzes Haar hing schlaff herab, und sein narbiges Gesicht erinnerte an vergammelten Hüttenkäse. Das weiße Hemd, das er trug, war zerknittert wie Krepppapier, und wie sich seine beigebraune Cordhose unter seinem Wanst hielt, erschloss sich mir nicht. Um den Hals trug er einen traurigen Fetzen Polyamid als Krawatte.

Er sah aus, als hätte er sich mit verbundenen Augen angezogen.

Als ich den Treppenaufgang betrat, um ihm entgegenzugehen, schien er mich nicht zu erkennen.

Erst als ich nur noch sechs Stufen von ihm entfernt war, sagte er: »Du warst schnell hier.«

»Kaum Verkehr.«

»Tut mir leid«, sagte er.

»Was?«

»Dass du dir das antun musst.«

Ich hielt die Tür für ihn auf, doch er machte keine Anstalten, sich zu rühren.

Die Tote lag am entfernten Ende des Wohnzimmers flach auf dem Rücken. Die Küche hinter ihr war leer, auf der Theke stand nichts, und an der Tür des alten avocadogrünen Kühlschranks hafteten keine Magneten mit Fotos oder Notizzetteln.

Die zwei Türen zur Linken waren geschlossen und mit Absperrband verklebt. Ich nahm das als Aufforderung, draußen zu bleiben. An den Fenstern waren alle Vorhänge zugezogen. Eine Neonlampe in der Küche verbreitete scheußlich künstliches Schummerlicht.

Der Kopf der Toten war unnatürlich nach rechts verdreht. Zwischen ihren geschwollenen Lippen quoll eine dicke Zunge heraus.

Das Genick war grotesk verbogen. Pathologen nannten so etwas gerne »mit dem Überleben nicht vereinbar«.

Die Frau war groß und kräftig, mit breiten Schultern und Hüften. Sie war Ende fünfzig, Anfang sechzig, hatte ein grimmig vorgerecktes Kinn und kurzes, stumpfes graues Haar. Braune Jogginghosen verhüllten sie von der Taille abwärts. Ihre Füße waren nackt, die Fußnägel ungepflegt, aber kurz geschnitten. Die schmutzigen Sohlen verrieten, dass sie zu Hause meistens barfuß lief.

Oberhalb des Hosenbundes begann, was einmal ihr Oberkörper gewesen war. Ihr Bauch war unterhalb des Nabels quer aufgeschlitzt wie bei einem dilettantisch ausgeführten Notkaiserschnitt. Ein vertikaler Schnitt kreuzte die waagerechte Inzision, sodass eine kreuzförmige Wunde entstanden war, eine klaffende Öffnung, aufgeplatzt und doch mit glatten Rändern.

Die Eingeweide der Frau waren herausgenommen und um ihren Hals geschlungen worden wie ein dicker Winterschal. Das Ende lag an ihrem rechten Schlüsselbein. Schleimige Verdauungssäfte rannen ihr in Schlieren über die rechte Brust auf den Brustkasten. Der Rest ihrer Gedärme war neben ihrer linken Hüfte zu einem Haufen zusammengeschoben.

Das Ganze ruhte auf einem ursprünglich weißen Handtuch, das doppelt gefaltet war. Darunter lag ordentlich ausgebreitet ein zweites, kastanienbraunes Handtuch. Vier weitere Frotteetücher bildeten einen improvisierten Schutz für den hellbeigen Teppich. Die Tücher überlappten sich an den Rändern gleichmäßig etwa zwei Zentimeter. Neben der

rechten Hüfte der Frau lag ein makellos sauberes, ordentlich zusammengelegtes hellblaues T-Shirt.

Das zweifach gefaltete weiße Handtuch hatte die Körpersekrete zum Großteil aufgesogen, dennoch war etwas auf das braune Tuch darunter durchgesickert. Der Gestank wäre auch so schon unerträglich gewesen, doch zu allem Überfluss hatte bereits der Verwesungsprozess eingesetzt.

Eines der Tücher unter der Leiche trug eine Aufschrift, weiße Stickbuchstaben auf silberfarbenem Stoff: *Vita*.

Lateinisch und italienisch für »Leben«. Ein monströser Sinn für Humor?

Die Eingeweide waren grünlich-braun, mit rosa und schwarzen Flecken. Die mattglänzende, gekräuselte Oberfläche deutete darauf hin, dass sie schon eine Weile trockneten. In der Wohnung war es kühl, mindestens fünf Grad kälter als draußen, wo angenehme Frühlingstemperaturen herrschten. Das Surren der schwachbrüstigen Klimaanlage ging einem nicht mehr aus dem Kopf, nachdem man es einmal wahrgenommen hatte. Das Ding machte ein Riesengetöse, seine Befestigungsschrauben waren völlig verrostet, doch es schaffte immerhin, ein wenig Feuchtigkeit aus der Luft zu ziehen und den Fäulnisprozess zu verlangsamen.

Aber da Fäulnis sich in solch einem Fall nicht vermeiden lässt, hatte die Frau eine Gesichtsfarbe, die man normalerweise nur aus Leichenschauhäusern kennt.

Mit dem Überleben nicht vereinbar.

Ich bückte mich, um mir die Wunden genauer anzusehen. Beide Schnitte waren schwungvoll ausgeführt, ohne Hinweise auf zögerliche Unterbrechungen, und hatten Hautschichten, Unterhautfettgewebe und Zwerchfell sauber durchtrennt.

Im Genitalbereich waren keine Abschürfungen zu finden, außerdem war erstaunlich wenig Blut geflossen für so eine

brutale Tat. Nirgendwo waren Blutspritzer zu sehen, keine Hinweise auf einen Kampf. Nur all diese Handtücher. War hier eine zwangsgestörte Bestie am Werk gewesen?

Bilder wie aus einem Horrorfilm schossen mir durch den Kopf.

Ein extrem scharfes Messer, wahrscheinlich nicht gezackt. Der Genickbruch hatte die Frau sofort getötet. Während der Sektion hatte sie also schon im ultimativen Narkoseschlaf gelegen. Der Mörder hatte sie zuvor gründlich ausspioniert und wusste, dass er ausreichend lange ungestört sein würde. Er hatte sie sich ein für alle Mal gefügig gemacht und anschließend ihre Leiche sorgfältig in Szene gesetzt: die Handtücher ausgebreitet, geradegezupft und geglättet, bis er mit seinem Arrangement zufrieden war. Dann hatte er sein Opfer daraufgelegt, ihr das T-Shirt ausgezogen und es ordentlich beiseitegelegt, damit es nicht schmutzig wurde.

Er war einen Schritt zurückgetreten und hatte sein Werk betrachtet. Jetzt war endlich Zeit für das Messer, für den eigentlichen Spaß: die Erkundung ihrer Anatomie.

Trotz ihres verdrehten Genicks und der bestialischen Verstümmelung trug sie einen friedlichen Ausdruck im Gesicht. Aus irgendeinem Grund machte das die ganze Sache noch schlimmer.

Ich sah mich im Zimmer um. Die Eingangstür war nicht beschädigt, auch sonst gab es keinen Hinweis auf ein gewaltsames Eindringen. Vor den nackten beigefarbenen Wänden stand eine billige Polstergarnitur mit einem gerafften ockergelben Bezug, eine billige Brokatimitation. Die weißen Kugelleuchten sahen aus, als würden sie beim leisesten Fingerschnippen zu Bruch gehen.

Im Essbereich standen ein kleiner Tisch und zwei Klapp-

stühle. Auf dem Tisch lag ein brauner Pizzakarton. Jemand – Milo wahrscheinlich – hatte ein gelbes Schildchen für die Spurensicherung danebengestellt, was mich neugierig machte.

Der Karton trug keinen Namen. Über dem stilisierten Konterfei eines beleibten Kochs mit Schnurrbart stand lediglich in auffälligen roten Buchstaben das Wort PIZZA! Um das feiste Grinsen des Schnurrbärtigen herum gruppierten sich weitere Ausrufezeichen: *Frische Pizza! Köstlich! Oh, là, là! Lecker! Guten Appetit!*

Der Karton wies weder Fettflecken noch auffällige Fingerspuren auf. Ich beugte mich vor, um daran zu riechen, nahm aber keinerlei Pizzageruch war. Allerdings war meine Nase voll mit Verwesungsgestank – es würde eine Weile dauern, bis sie wieder etwas anderes als den Tod wahrnehmen konnte.

An einem anderen Tatort wäre jetzt ein Detective dagewesen und hätte einen makabren Witz gemacht: Wie nett, der Mörder hat uns was zu essen dagelassen, oder so etwas.

Doch der diensthabende Kriminalkommissar war ein Lieutenant, der in seinem Leben schon Hunderte von Morden gesehen hatte, vielleicht sogar Tausende, und der in diesem Fall trotzdem lieber draußen vor der Tür geblieben war.

Ich stellte mir vor, wie es gewesen sein könnte. Irgendein Wahnsinniger mit einer albernen Pizzabotenmütze hatte geklingelt und sich irgendwie Zutritt verschafft.

Er hatte seiner Beute nachgesehen, wie sie ihre Geldbörse holen ging. Er hatte kurz abgewartet, war dann hinter sie getreten und hatte mit beiden Händen ihren Kopf gepackt.

Eine rasche Drehbewegung, und das Genick war gebrochen. Aus, vorbei, Ende.

Um so etwas korrekt auszuführen, benötigte jemand Kraft und Selbstvertrauen.

Das und die Tatsache, dass nirgends Kontaktspuren zu sehen waren, deutete stark auf einen Täter hin, der so etwas nicht zum ersten Mal tat. Von einem ähnlichen Mord hier in L. A. hatte ich bisher jedoch noch nichts gehört.

Bei aller Sorgfalt, die der Mörder an den Tag gelegt hatte, waren wir gut beraten, an den Schläfen der Frau nach fremder DNA zu suchen. Psychopathen schwitzen nicht viel, aber man konnte nie wissen.

Ich sah mich erneut im Raum um.

Wo war überhaupt die Geldbörse?

Also doch ein Raubmord? Nein, dieser Täter hatte wohl eher ein Souvenir mitgehen lassen.

Während ich mich von der Leiche entfernte, überlegte ich, ob die letzten Gedanken der Frau wohl einem gemütlichen Abend gegolten hatten, mit einer knusprigen Pizza, allein auf dem Sofa, barfüßig.

Das Letzte, was sie gehört hatte, musste die Türklingel gewesen sein.

Ich blieb noch ein wenig in der Wohnung, um zu ergründen, was geschehen war.

Der grausig-routinierte Genickbruch ließ mich an Kampfsport denken.

Und was hatte es mit dem bestickten Handtuch auf sich?

Vita. Leben.

Hatte er dieses eine mitgebracht und die übrigen aus ihrem Schrank genommen?

Lecker. Guten Appetit. Auf das Leben!

Der Verwesungsgestank wurde so übermächtig, dass meine Augen zu tränen begannen und mein Blick verschwamm. Der Halsschmuck aus Gedärmen verwandelte sich in eine Schlange.

Eine graubraune Riesenschlange, die sich nach einem Festmahl fett und träge eingerollt hatte.

Ich konnte hier stehen bleiben und so tun, als wäre ich in der Lage, das alles zu verstehen, oder nach draußen rennen und versuchen, meinen aufkommenden Würgereiz zu unterdrücken.

Die Entscheidung fiel mir nicht schwer.

2

Milo hatte sich noch nicht von der Stelle gerührt, doch sein Blick war wieder aus dem All zurück und auf die Straße unterhalb gerichtet. Fünf Uniformierte wanderten von Tür zu Tür. Ihrem Vorankommen nach zu urteilen, klingelten sie häufig vergebens.

Die Straße lag in einem Arbeiterviertel im Südosten des Polizeibezirks West L. A. Drei Blocks weiter, und es wäre nicht mehr unser Problem gewesen. In gemischt genutzten Gebieten wie diesen gab es sowohl Einfamilienhäuser als auch solche Zweifamilienhäuser wie das des Opfers.

Psychopathen waren Gewohnheitstiere, und ich fragte mich, ob die Komfortzone des Täters so eng gesteckt war, dass er vielleicht sogar innerhalb des abgeriegelten Straßenabschnitts wohnte.

Ich hielt die Luft an und bemühte mich, meinen Magen zu beruhigen, während Milo so tat, als bemerke er nichts.

»Ja, ich weiß«, sagte er schließlich.

Als der Transporter der Gerichtsmedizin vorfuhr und eine dunkelhaarige Frau in bequemen Klamotten ausstieg und die Treppe heraufgeeilt kam, entschuldigte er sich wie zuvor bei mir.

»Morgen, Milo«, grüßte sie.

»Morgen, Gloria. Viel Vergnügen.«

»Oje«, sagte sie. »Mit was für einem Irren haben wir es diesmal zu tun?«

»Ich könnte sagen, ich habe schon Schlimmeres gesehen. Aber das wäre glatt gelogen.«

»Wenn so was aus deinem Mund kommt, packt mich das kalte Grausen, Milo.«

»Du meinst, weil ich schon so ein alter Sack bin?«

»Quatsch.« Sie tätschelte ihm die Schulter. »Weil aus dir die Stimme der Erfahrung spricht.«

»Auf manche Erfahrungen würde ich liebend gerne verzichten.«

Der Mensch ist imstande, sich an fast alles zu gewöhnen. Aber selbst wenn es sich so anfühlt, als wäre die Psyche wieder ganz in Ordnung, sind Rückschläge nicht auszuschließen.

Kurz nach Abschluss meiner Promotion arbeitete ich als Psychologe in einem Krankenhaus auf der Kinderkrebsstation. Es dauerte einen Monat, bis ich nicht mehr von krebskranken Kindern träumte, doch irgendwann war ich so weit, dass ich mit professioneller Distanz meine Arbeit tun konnte. Nachdem ich die Station verlassen hatte, praktizierte ich eine Zeitlang selbstständig, um schließlich wieder an die alte Wirkungsstätte zurückzukehren. Als ich die Kinder mit neuen Augen sah, war meine vermeintliche Abgeklärtheit dahin und ich hätte sofort losheulen können. Ich ging nach Hause und wurde abermals lange Zeit von Albträumen geplagt.

Auch Kripo-Beamte gewöhnen sich nur vermeintlich an die permanente Abstumpfung der Seele. Sie tun ihren Job, doch die giftige Schlacke ihres Alltags setzt sich unter der Oberfläche ab und lauert dort wie eine Landmine. Manche lassen sich irgendwann versetzen, andere suchen sich ein Hobby. Manche finden Halt im Glauben, andere lassen

sich gehen. Manche, so wie Milo, erheben ihre Seelenpein zu einer Kunstform und berufen sich darauf, dass kein Einsatz wie der andere sei.

Die Tote auf den Handtüchern war weder für ihn noch für mich ein Einsatz wie jeder andere. Die Bilder liefen in seinem Hirn ebenso in ständiger Wiederholung wie in meinem.

Keiner von uns sprach ein Wort, während Gloria im Innern ihre Arbeit tat.

Schließlich sagte ich: »Du hast den Pizzakarton markiert. Er gibt dir Rätsel auf.«

»Alles an diesem Fall gibt mir Rätsel auf.«

»Auf dem Karton steht kein Name. Gibt es hier in der Gegend Pizzadienste, die zu keiner Kette gehören?«

Milo holte sein Handy heraus und rief mit einem Tastendruck eine Seite auf. Telefonnummern, die er bereits aus dem Netz gezogen hatte, erschienen, so viele, dass er über die Liste scrollen musste.

»Achtundzwanzig kleine Pizzadienste in einem Radius von anderthalb Kilometer. Außerdem ein paar Ketten, Domino's, Papa John's und Two Guys, die ich ebenfalls überprüft habe. Keiner hat gestern Abend einen Boten zu dieser Adresse geschickt, und keiner benutzt diese speziellen Kartons.«

»Wenn sie keine Pizza bestellt hat, warum hat sie ihn dann reingelassen?«

»Gute Frage.«

»Wer hat sie gefunden?«

»Der Vermieter. Sie hatte sich vor ein paar Tagen wegen einer defekten Klospülung beschwert. Sie hatten einen Termin deswegen. Als sie auf sein Klingeln nicht reagierte, wurde er sauer und wollte schon gehen. Dann besann er

sich aber eines Besseren und ging mit dem Ersatzschlüssel rein. Offenbar hat sie immer großen Wert darauf gelegt, dass alles gut funktioniert.«

»Wo ist er jetzt?«

Milo deutete über die Straße. »Genehmigt sich auf den Schock wahrscheinlich einen Schluck Feuerwasser, dort drüben in dem kleinen Tudor-Häuschen.«

Ich folgte seinem Blick. Das Haus war das mit dem grünsten Rasen im ganzen Viertel, mit Blumenbeeten und kunstvoll getrimmten Büschen.

»Irgendwas an ihm, das dich stört?«, fragte ich.

»Bislang nicht. Warum?«

»Sein Garten verrät, dass er ein Perfektionist ist.«

»Ist das schlimm?«

»In diesem Fall vielleicht schon.«

»Nun«, sagte er, »im Augenblick ist er erst mal nur der Vermieter. Willst du was über die Tote wissen?«

»Klar.«

»Sie hieß Vita Berlin, sechsundfünfzig Jahre alt, lebte von irgendeiner Rente.«

»Vita«, sagte ich. »Dann war es ihr Handtuch.«

»*Das* Handtuch? Der Mistkerl hat sämtliche Handtücher aus ihrem Schrank gezogen.«

»Vita bedeutet ›Leben‹ auf Lateinisch und Italienisch. Ich dachte, es wäre irgendein kranker Scherz.«

»Was für eine reizende Idee. Ich warte jedenfalls, bis sich Mr. Belleveaux – der Vermieter – wieder beruhigt hat, damit ich ihn befragen und mehr über die Tote herausfinden kann. Nachdem ich mich vorhin schon mal in ihrem Schlafzimmer und im Bad umgesehen habe, weiß ich zumindest so viel: Wenn sie Kinder hatte, hat sie deren Fotos nicht aufgestellt, und wenn sie einen Computer hatte, dann wurde

er gestohlen. Das Gleiche gilt für ein mutmaßliches Handy. Ich würde sagen, dass sie nichts davon besaß. Die Wohnung wirkt irgendwie muffig, als wäre sie zwar schon vor Jahren eingezogen, hätte aber nie irgendwas Neues dazugekauft.«

»Ich habe keine Handtasche gesehen.«

»Auf dem Nachttisch.«

»Du hast das Schlafzimmer versiegelt – wolltest du nicht, dass ich da reingehe?«

»Doch, doch, aber das kann warten, bis die Spurensicherung durch ist. Ich darf auf keinen Fall riskieren, dass uns was durch die Lappen geht.«

»Aber im Wohnzimmer durfte ich sein?«

»Ich wusste, dass du aufpassen würdest.«

Logisch war das nicht. Doch Schlafmangel und böse Überraschungen wie diese konnten schon mal das Denkvermögen beeinträchtigen.

»Irgendein Hinweis darauf, dass sie ins Schlafzimmer wollte, bevor er sie attackierte?«, fragte ich.

»Nein, es ist unberührt. Warum?«

Ich erzählte von meiner Idee mit dem Geld für den Pizzaboten.

»Du meinst, sie wollte ihre Handtasche holen?«, sagte er. »Tja, ich weiß nicht, wie du das beweisen willst, Alex. Entscheidend ist, dass er vorne geblieben ist und sie nicht ins Schlafzimmer gedrängt hat, um sie zu vergewaltigen.«

»Bei diesen Handtüchern muss ich an ein Bühnenbild denken oder einen Bilderrahmen.«

»Soll heißen?«

»Soll heißen, er wollte sein Werk in Szene setzen.«

»Okay … was kann ich dir noch erzählen … der Inhalt ihres Schranks besteht hauptsächlich aus Sweatshirts und

Turnschuhen, im Schlafzimmer hat sie jede Menge Bücher. Liebesromane und die Art von Krimis, in denen die Leute reden wie im letzten Jahrtausend und die Cops allesamt hirnverbrannte Idioten sind.«

Ich dachte laut über meinen Verdacht nach, der Täter könne aus der Kampfkunstszene stammen, und beschrieb, als Milo nicht reagierte, die Mordszene, so wie sie immer wieder vor meinem geistigen Auge ablief.

»Klar, warum nicht«, meinte er, nicht eben ablehnend, aber doch unkonzentriert.

Keiner von uns hatte bislang die alles entscheidende Frage gestellt: *Warum tat jemand einem anderen Menschen so etwas an?*

Gloria trat aus dem Haus und sah älter und blasser aus.

Milo sagte: »Alles in Ordnung?«

»Mir geht's bestens«, antwortete sie. »Nein, Unsinn. Es war schrecklich.« Ihre Stirn war feucht, und sie tupfte sie mit einem Tuch ab. »Mein Gott, es ist grotesk.«

»Irgendwelche spontanen Eindrücke?«

»Sicher nichts, was euch nicht auch schon aufgefallen ist. Todesursache war höchstwahrscheinlich der Genickbruch. Die Schnitte sehen so sauber aus, dass jemand aus den Bereichen Schlachten oder Medizin infrage kommt – aber viel würde ich darauf nicht geben. Mit einem Messer umzugehen kann jeder lernen. Hat der Pizzakarton irgendetwas ergeben?«

»Nein«, sagte Milo. »Jedenfalls haben wir niemanden gefunden, der zugegeben hätte, hierher Pizza geliefert zu haben.«

»Vielleicht ein Trick, um ins Haus zu gelangen?«, mutmaßte sie. »Aber warum sollte sie einem falschen Pizzaboten die Tür öffnen?«

»Gute Frage, Gloria.«

Sie schüttelte den Kopf. »Ich habe den Abtransport schon veranlasst. Soll ich die Autopsie vorziehen?«

»Das wäre nett.«

»Ich schätze, mit Dr. Jernigan dürfte das kein Problem sein, denn sie scheint dich zu mögen. Außerdem, bei so einem abartigen Fall wird sie sowieso neugierig sein.«

Vor einem Jahr hatte Milo den Mord an einem Kollegen aus der Gerichtsmedizin aufgeklärt. Seitdem verhielt sich die leitende Pathologin ihm gegenüber besonders entgegenkommend.

»Das kommt daher, dass ich so charmant und gutaussehend bin.«

Gloria grinste und tätschelte ihm erneut die Schulter. »Sonst noch was, Jungs? Aus Kostengründen bin ich nämlich zurzeit nur halbtags da; bis eins will ich meinen Bericht geschrieben haben, damit ich mir anschließend den Kopf mit ein, zwei Martinis freipusten kann.«

»Für mich bitte zwei doppelte«, bemerkte Milo.

»War auffallend viel Blut in der Bauchhöhle?«

Ihre Miene sagte: Spielverderber. »Ein Großteil davon war geronnen, aber ja, das meiste Blut befand sich dort. Wie kommst du darauf? Weil der Tatort so sauber war?«

Ich nickte. »Es hätte nur eine andere Möglichkeit gegeben: Er hat das Blut mitgenommen.«

»Ein Eimer voller Blut, wie reizend«, sagte Milo und fuhr dann, an Gloria gewandt, fort. »Eine Frage noch: Hast du irgendeinen vergleichbaren Fall in deinen Akten?«

»Nein«, antwortete sie. »Aber wir decken ja gerade mal das County ab. Heißt es nicht, wir leben in einer globalisierten Welt? Vielleicht haben wir es mit einem Globetrotter zu tun.«

Milo schlurfte wortlos und mit starrem Blick die Treppe hinunter.

»Boah, da hat aber jemand schlechte Laune«, sagte Gloria.

»Ich fürchte, das wird jetzt eine Weile so bleiben«, erwiderte ich.

3

Stanleigh Belleveaux' Haus war innen genauso penibel sauber und gepflegt wie außen.

Auf putzigen Möbeln lagen überall Deckchen, die ganze Einrichtung war plüschig-behaglich. Das Puppenhausgefühl wurde noch verstärkt durch ein Messingregal voller bemalter Porzellanfigürchen. Eine Vitrine enthielt Fotos zweier junger Männer in Uniform und einen Briefbeschwerer, der die amerikanische Flagge zeigte.

»Die Sachen meiner Frau«, sagte Belleveaux. »Die Puppen, mein ich. Sie sind aus Deutschland. Meine Frau ist zu Besuch bei meiner Schwiegermutter in Memphis.«

Er war schwarz, in den Fünfzigern, untersetzt und trug ein marineblaues Poloshirt, gebügelte Baumwollhosen und cognacbraune Slipper. Sein Kopf und die untere Hälfte seines Gesichts waren mit einem dichten weißen Vlies überzogen. Seine Nase sah aus, als wäre sie mehrmals gebrochen gewesen, und seine Fingerknöchel waren vernarbt.

»Ihre Mutter«, sagte Milo.

»Bitte?«

»Sie sagten nicht: ›ihre Mom‹, sondern ›meine Schwiegermutter‹.«

»Das liegt an dem Verhältnis, das ich zu ihr habe. Meine Schwiegermutter ist der schrecklichste Mensch, den ich kenne. Wie in dem Song *Mother-in-law* von Ernie K-Doe. Aber den kennen Sie wahrscheinlich gar nicht.«

Milo summte ein paar Takte.

Belleveaux lächelte schwach, wurde wieder ernst und rang erneut die Hände. »Ich kann immer noch nicht fassen, was mit Ms. Berlin passiert ist. Ich kann nicht fassen, was ich da gesehen habe.« Er schloss die Augen und öffnete sie wieder. Auf dem Tisch vor ihm stand eine Dose Cola light, kein Alkohol.

»Doch kein Whiskey?«, sagte Milo.

»Lust hätte ich schon«, antwortete Belleveaux. »Aber es ist noch ein bisschen zu früh am Tag. Was, wenn ich einen Anruf bekomme und noch mal ins Auto steigen muss?«

»Einen Anruf? Von wem?«

»Von einem Mieter. Davon lebe ich, Sir.«

»Wie viele Mieter haben Sie denn?«

»Die Feldmans unterhalb von Ms. Berlin, die Soos, die Kims, die Parks und die anderen Parks in einem Dreifamilienhaus in der Nähe von Korea Town. Und dann habe ich noch ein Problemhaus unten in Willowbrook, das ich von meinem Dad geerbt habe. Da wohnt jetzt eine nette Familie, die Rodriguez', aber in der Gegend gibt es ziemlich viel Kriminalität.« Er rieb sich die Augen. »Das hier ist die beste Nachbarschaft, deshalb bin ich auch hierhergezogen. Ich hätte nie gedacht, dass es hier mal … Ärger geben könnte. Ich kann immer noch nicht glauben, was ich gesehen habe. Es ist wie ein Film, ein schlimmer Film, ein echter Horrorstreifen. Ich will immer umschalten, aber es geht nicht, die Bilder bleiben.« Er drückte die Spitze seines Daumens gegen seine Stirn.

»Sie werden verblassen«, sagte Milo. »Aber das braucht Zeit.«

»Sie kennen sich doch mit so was aus«, sagte Belleveaux. »Wie lange wird es dauern?«

»Schwer zu sagen.«

»Für Sie ist es wahrscheinlich einfacher, schließlich ist es Ihr Job. Das Schlimmste, was ich in meinem Job sehe, ist mal eine Fledermaus in einer Garage, ein Leck in der Abwasserleitung oder Mäuse, die an Kabeln nagen.« Er runzelte die Stirn. »Oder Einbrecher in dem Haus in Willowbrook, aber da war ich nicht so nah dran. Das hier hätte ich wirklich nicht gebraucht.«

»Wie lange wohnt sie schon dort drüben?«

»Seit sieben Jahren und acht Monaten.«

»Das wissen Sie aber sehr genau, Mr. Belleveaux.«

»Ich bin jemand, der es sehr genau nimmt, Lieutenant. Präzision hab ich bei der Armee gelernt, da wurde ich zum Mechaniker ausgebildet. Ich hab's auch ohne Studium zu was gebracht. Als ich später Waschmaschinen und Trockner für Sears reparierte, hab ich mich an das gehalten, was ich beim Militär gelernt hatte: Es gibt nur eine Art, einen Job gut zu machen – korrekt. Wenn eine Maschine drei Schrauben braucht, bringt man nicht nur zwei an.«

»Das Gleiche gilt fürs Boxen«, sagte ich.

»Bitte?«

»Ihre Hände. Ich habe mal Karate gemacht, und Sie sehen aus wie jemand, der sich aufs Kämpfen versteht.«

»Kämpfen?«, sagte Belleveaux. »Nein, das ist nichts für mich. Früher, bei der Armee, da hab ich ein bisschen geboxt, Halbweltergewicht, ich war mal richtig dünn. Aber nachdem meine Nase zum dritten Mal gebrochen war, hat meine Frau, damals war sie noch meine Freundin, gesagt, Stan, wenn du so weitermachst, wirst du irgendwann potthässlich sein, dann muss ich mir einen hübscheren Jungen suchen. Das war natürlich ein Scherz. Also, ich denke, es war ein Scherz. Aber ich wollte sowieso da raus, was ist das

denn für ein Leben, sich dauernd auf die Fresse hauen zu lassen und dann tagelang belämmert rumzulaufen? Das Geld war verdammt hart verdient.«

Er trank einen Schluck Cola und fuhr sich mit der Zunge über die Lippen.

»Was können Sie uns über Vita Berlin sagen?«

»Was ich Ihnen über Vita Berlin sagen kann?«, echote Belleveaux. »Das ist eine schwierige Frage.«

»Wieso?«

»Sie war nicht gerade einfach … also, hören Sie, ich will nicht schlecht über eine Tote reden. Schon gar nicht über jemanden, der … so zu Tode gekommen ist. So was verdient niemand. Wirklich niemand.«

»Sie hatte einen schwierigen Charakter«, sagte ich.

»Sie wissen also, was ich meine.«

Dem konnte ich nicht widersprechen. »Ihr Vermieter zu sein war manchmal nicht ganz einfach«, fuhr ich fort.

Belleveaux griff zu seiner Coladose. »Kommt das, was ich sage, in irgendein Protokoll?«

»Hätten Sie damit ein Problem?«, fragte Milo.

»Ich will nicht verklagt werden.«

»Wer sollte Sie denn verklagen wollen?«

»Jemand aus ihrer Familie.«

»War die auch so schwierig?«

»Keine Ahnung«, sagte Belleveaux. »Ich habe nie jemanden aus ihrer Verwandtschaft kennengelernt. Aber man muss auf der Hut sein. Vorsicht ist besser als Nachsicht, wie man so sagt.«

»Es gibt also keinen bestimmten Grund dafür, dass Sie sich vor einer Klage fürchten.«

»Nein, aber solche Dinge«, setzte Belleveaux an, »solche Charakterzüge wie Streitsucht, so was liegt oft in der Fami-

lie, oder? Wie bei Emmaline, meiner Schwiegermutter. Ihre Schwestern sind genauso wie sie, kratzbürstig, immer auf Zank aus. Die reinsten Hyänen.«

»Hat Vita Berlin gedroht, Sie zu verklagen?«

»Ungefähr hunderttausend Mal.«

»Weswegen?«

»Wegen allem, was sie störte«, erzählte Belleveaux. »Wenn das Dach undicht war und ich sie nicht binnen einer Stunde zurückrief. Wenn der Teppich einen Riss hatte. ›Da könnte ich ja stürzen und mir das Genick brechen. Reparieren Sie das sofort, oder ich verklage Sie.‹ Deshalb war ich so sauer, als ich wegen der Toilette kam und sie nicht aufmachte. Deshalb habe ich den Ersatzschlüssel benutzt. Obwohl ich genau wusste, dass sie mich anrufen und zur Schnecke machen würde, weil ich ihre Wohnung ohne ihre Erlaubnis betreten hatte. Was ich nach Recht und Gesetz sehr wohl tun darf, wenn es dafür einen angemessenen Grund gibt, zum Beispiel notwendige Reparaturen, die auf Wunsch des Mieters erfolgen sollen. Dabei war die Toilette gar nicht kaputt.«

»Sie waren im Bad?«, fragte Milo.

»Ich stand vor der Leiche und konnte mich ein paar Sekunden lang nicht rühren, hab nur versucht, mein Frühstück bei mir zu behalten. Und da war es still. Wenn die Toilette nicht funktioniert, hört man das. Da schoss es mir durch den Kopf: Die ist ja gar nicht kaputt.«

»Vita hatte Spaß daran, Ihnen das Leben schwerzumachen.«

»Ob sie Spaß daran hatte, weiß ich nicht. Aber dass sie mir das Leben schwergemacht hat, das stimmt.«

»Haben Sie mal versucht, ihr zu kündigen?«

Belleveaux lachte. »Es gab ja keinen Grund. So funktioniert eben das Mietrecht. Damit man einem Mieter kündi-

gen kann, muss er schon …« Er brach ab. »Ich wollte sagen, da muss er schon jemanden umgebracht haben. Oh Mann, was für ein Horror.«

»Sieben Jahre, acht Monate«, sagte ich.

»Ich habe das Haus vor vier Jahren und fünf Monaten gekauft, da hat sie schon dringewohnt. Zuerst fand ich das gut, eine Langzeitmieterin zu haben. Aber dann … Im Grunde tat sie so, als wäre sie die Eigentümerin und ich ihr Hausmeister.«

»Sie hatte etwas Anmaßendes«, sagte ich.

»Wenn Sie meinen«, entgegnete er.

»Sie war also eine Schreckschraube.«

»Also gut«, sagte er. »Ich sag's, wie es ist: Sie war ein furchtbarer Mensch und hatte für niemanden ein gutes Wort übrig. Es war, als hätte sie Galle in den Adern statt Blut. Ich denke, Sie werden nicht viele finden, die um sie weinen. Viele werden entsetzt sein oder ängstlich. Aber weinen werden nicht viele.«

»Entsetzt über …«

»Über das, was ihr passiert ist.« Belleveaux presste die Augen zu. Seine Lider zuckten. »Mann, niemand verdient so was.«

»Es wird also niemand um sie trauern.«

»Vielleicht hat sie Verwandte, die sie betrauern«, sagte er. »Aber niemand, der mit ihr zu tun hatte, wird sie vermissen. Das ist natürlich nur eine Vermutung, genau weiß ich es nicht, aber ich würde Geld dafür verwetten. Wenn Sie wissen wollen, was ich meine, gehen Sie ins Bijou, das ist ein Coffeeshop am Robertson Boulevard. Dort hat sie hin und wieder gegessen und schlechte Laune verbreitet. Oder zu den Feldmans, den Mietern unter ihr. Ein nettes junges Paar. Sie wohnen erst seit einem Jahr hier, wollten aber

schon wieder ausziehen – und zwar einzig und allein ihretwegen.«

»Nachbarschaftszwist.«

»Zwist kann man das nicht nennen. Sie hat die beiden schikaniert. Die wohnen unten, sie oben, aber sie ist diejenige, die sich über laute Schritte beschwert. Sie hat mich sogar ein paarmal gerufen, damit ich es selbst höre. Alles, was ich gehört habe, war dann aber ihr Gezeter. ›Hören Sie das, Stan? Die trampeln da unten herum wie die Wilden.‹ Dann hat sie sich auf den Boden gekniet, das Ohr auf den Teppich gelegt und mir gesagt, ich soll es ihr nachmachen. Dabei hab ich dann ein bisschen was gehört, ja, aber das war wirklich nicht der Rede wert. Trotzdem hab ich gesagt, okay, ich werde sie darauf ansprechen. Nur um die Frau von der Backe zu haben, verstehen Sie? In Wahrheit hab ich gar nichts gemacht, und sie hat sich auch nicht mehr gerührt. Ein andermal machen sie die Mülltonnen zu voll oder parken ihre Autos falsch oder sie glaubt, sie hätten eine Katze eingeschmuggelt, obwohl keine Haustiere erlaubt sind. In Wahrheit ist mal eine Streunerkatze auf der Terrasse aufgetaucht, die dem Hungertod nahe war, und sie haben ihr Milch gegeben. Das ist doch nur menschlich, oder? Jedenfalls ziehen die Feldmans ganz sicher aus, und dann hab ich zwei leerstehende Wohnungen. Ich hätte mein Pensionsgeld besser in Gold angelegt oder so was.«

»Klingt, als wäre Vita ein wenig paranoid gewesen.«

»So könnte man sagen«, erwiderte Belleveaux. »Aber es war eher so, dass sie Aufmerksamkeit wollte, und die bekam sie natürlich mit ihrer fiesen Art.«

»Hatte sie Freunde?«

»Ich habe jedenfalls nie jemanden gesehen.«

»Dabei wohnen Sie gegenüber.«

»Was die Sache nicht einfacher gemacht hat. Sie wusste immer, wo sie mich finden konnte. Und ich dachte, das Haus wäre perfekt, weil ich noch nicht mal ins Auto steigen müsste. Nächstes Mal kaufe ich was in einem anderen Bundesstaat. Aber es wird sowieso kein nächstes Mal geben. Wenn der Markt mehr hergeben würde, würde ich sofort alles verkaufen.«

»Was können Sie uns über ihre alltäglichen Gewohnheiten sagen?«

»Soweit ich das beurteilen kann, blieb sie meist für sich und ging nicht oft aus.«

»Außer zum Essen.«

»Ab und zu ist sie ins Bijou gegangen. Ich weiß das, weil ich dort selbst schon gegessen habe und ihr begegnet bin. Es ist gut und günstig da, ich würde öfter hingehen, aber meine Frau ist ganz wild aufs Kochen, sie macht sogar Kurse und probiert alles Mögliche aus. Im Moment ist sie gerade bei Französisch, deshalb bin ich auch nicht mehr so schlank wie früher.«

»Hat Vita außer bei Bijou noch woanders gegessen?«

»Meist hat sie sich was liefern lassen oder was von einem Imbiss mitgebracht«, sagte Belleveaux. »Das schließe ich aus den Verpackungen, die im Abfall waren. Oft hat sie sie danebengeworfen, sodass ich sie aufheben musste. Mit diesen neuartigen Müllfahrzeugen, die die heute benutzen, da bleibt einfach liegen, was nicht im Container ist. Und ich will keine Ratten.«

»Was waren das für Verpackungen?«

»Meist Pizzakartons. Sie stand ganz offensichtlich auf Pizza.«

»Woher?«

»Woher? Keine Ahnung – kann sein von Domino's, das

sind die mit den blauen Mützen, oder? Vielleicht auch von woanders, ich weiß es nicht. Es war ja nicht so, dass ich sie ausspioniert hätte. Je weniger ich mit ihr zu tun hatte, umso lieber war es mir.«

»Hat sie sich gestern Abend Pizza bringen lassen?«

»Kann ich nicht sagen«, erklärte Belleveaux. »Ich war im Staples Center und hab mir angesehen, wie die Lakers eine Klatsche von Utah bekommen haben. Meine Jungs waren auch dabei, die sind beide Sergeants in der Army und hatten die Woche Urlaub. Da sind wir erst zum Basketball und dann zu Philippe's was essen gegangen.« Er griff sich an die Gürtelschnalle. »Auf das French-Dip-Sandwich hätte ich verzichten sollen, aber wann kommt man schon mal dazu, mit seinen erwachsenen Söhnen so richtig einen draufzumachen? Ich kam spät heim, schlief bis um sieben, und dann hab ich ihre Nachricht auf dem AB abgehört – warum ich nicht gestern nach ihrem ersten Anruf gekommen sei, die Toilette sei verstopft, es wäre ihr gutes Recht, eine funktionierende Toilette zu haben, die ganze Anlage sei alt und billig und schrottig, und wenn ich sie schon nicht durch eine neue ersetzen könne, dann solle ich sie wenigstens so schnell wie möglich reparieren, ich solle also spätestens um acht Uhr da sein, sonst werde sie mich verklagen.«

»Wann hat sie angerufen?«, erkundigte sich Milo.

»Ich hab nicht nachgesehen.«

»Ist die Nachricht noch auf dem AB?«

»Nein, ich hab sie gelöscht.«

»Können Sie den Zeitpunkt eingrenzen?«

»Hm«, machte Belleveaux. »Also, es muss nach vier gewesen sein, denn ich bin schon gegen vier los zum Spiel, weil ich auf dem Weg bei den Soos Halt machen wollte, um mir eine defekte Steckdose anzusehen.«

»Und wann sind Sie wieder nach Hause gekommen?«

»Gegen Mitternacht. Ich habe Anthony und Dmitri zu ihrem Mietwagen auf dem Parkplatz an der Union Station gefahren. Anthony hat Dmitri zum Flughafen gebracht und ist dann weitergefahren, nach Fort Irwin in seine Kaserne.«

»Als Sie nach Hause kamen, brannte da bei Vita Berlin Licht?«

»Warten Sie mal … nein, daran kann ich mich nicht mehr erinnern.«

»Wo finden wir die Feldmans?«

»Die Armen wissen noch gar nichts davon.«

»Wie das?«

»Sie sind noch bei der Arbeit. Sie sind beide Ärzte, er im Cedars-Sinai, sie woanders, kann sein, in der Uniklinik.«

»Vornamen?«

»David und Sondra mit *o*. Glauben Sie mir, die haben damit nichts zu tun.«

»Ärzte«, sagte Milo. Und dachte: *Chirurgischer Schnitt*.

Stanleigh Belleveaux sagte: »Genau. Hochanständige Menschen.«

4

Als wir aus Belleveaux' Haus traten, sahen wir den Transporter der Spurensicherung vor dem Absperrband stehen. Zwei junge Männer vom Erkennungsdienst waren in der Wohnung. Ihre Ausrüstung stand draußen auf der Treppe. Die Leiche lag immer noch an derselben Stelle.

»Hi Lance, hi Kenny«, grüßte Milo die beiden.

»Lieutenant«, grüßte der Größere der beiden zurück, dessen Namensschild ihn als *L. Sakura* auswies. »Das ist wirklich widerlich.«

K. Flores reagierte nicht.

»So bleibt das Leben jedenfalls spannend. Lasst euch nicht aufhalten«, sagte Milo.

»Wie genau sollen wir alles unter die Lupe nehmen?«, fragte Flores.

»So genau, wie es sein muss.«

»Ich meine, es gibt im ganzen Raum keinerlei Hinweise auf fremdes Eindringen, alles konzentriert sich auf die Leiche. Natürlich werden wir nach Faserspuren suchen und Fingerabdrücke nehmen, aber meinen Sie, es ist nötig, mit Luminol dranzugehen?«

Sakura fügte hinzu: »Dass jemand hier nach der Tat Spuren verwischen wollte, ist nicht anzunehmen. Dazu ist die Wohnung viel zu sauber und ordentlich. Es riecht auch nicht nach Putzmittel. Wir werden uns die Abflüsse ansehen und zur Not einen unserer Installateure holen, wenn

wir nicht klarkommen. Aber meiner Meinung nach ist nicht damit zu rechnen, dass wir hier weitere Blutspuren finden.«

»Und wenn, dann stammen sie wahrscheinlich von ihr«, sagte Flores. »So wie die kleinen Flecken auf dem Handtuch. Aber selbst da war der Täter supervorsichtig. Wahrscheinlich hat er Spritzer sofort weggetupft und hinterher alles, was er benutzt hat, mitgenommen.«

»Ein Freak«, sagte Sakura.

»Laut der Pathologin befindet sich das meiste Blut im Bauchraum. Schauen wir, was Fingerabdrücke und Faserspuren ergeben, dann reden wir noch mal über Blutspuren.«

»Etwas haben wir bislang gefunden, wenn auch vermutlich nichts Weltbewegendes«, berichtete Flores.

»Was?«

»Einen Zettel im Schlafzimmer. Wir haben ihn liegen lassen.«

Nachdem wir alle neue Gummihandschuhe und Überziehschuhe übergestreift hatten, folgten wir Flores, während Sakura anfing, seine Utensilien auszupacken.

Vita Berlins Schlafzimmer war stickig, dunkel und spartanisch eingerichtet. Die Wände waren ebenso fade beige wie die Bettbezüge. Das Doppelbett hatte weder Kopf- noch Fußteil und nicht den geringsten persönlichen Touch. Auf einem weißen Pressspan-Nachttisch stapelten sich die Bücher, die Milo erwähnt hatte. Auf der dreitürigen Kommode stand nichts. Zwei weiße Kugelleuchten waren die einzige Beleuchtung.

Vita war zu sich selbst genauso wenig nett gewesen wie zu anderen.

Flores deutete auf das Fußende des Bettes, wo ein zerknülltes, weißes Stück Papier lag. »Das lag unter dem Bett.

Ich habe an Ort und Stelle ein Foto davon gemacht und es dann hervorgeholt.«

Wir knieten uns und lasen. Jemand hatte in sauberen Druckbuchstaben einen Namen notiert: *Dr. B. Shacker.*

Darunter stand eine Telefonnummer mit der Vorwahl 310 des County Los Angeles. Der Name war durchgestrichen, und am unteren Rand des Fetzens stand in größeren, dunkleren Buchstaben: *QUACKSALBER!!!*

»Ansonsten ist da drunter Staub und vielleicht ein paar Krümel, aber nichts Ungewöhnliches«, berichtete Flores.

Milo machte sich Notizen. »Danke, Kenny, tüten Sie's ein.«

Zurück auf der Treppe, sagte er: »Wir sollten mal mit diesem Doc reden.« Mit einem halben Lächeln fügte er hinzu: »Vielleicht ist er Chirurg.«

Er rief die Auskunft an und erhielt eine Adresse.

»Dr. Bernhard Shacker, North Bedford Drive, Beverly Hills. Ein Kollege von dir, Alex. Das macht die Sache noch ein bisschen interessanter, nicht wahr? Vita hatte offenbar ›Probleme‹, wie ihr Typen so sagt, vielleicht hat sie beschlossen, sich Hilfe zu holen, hat eine Therapie angefangen und wieder abgebrochen. Wie nennt ihr das noch, wenn sich ein Psycho gegen jeglichen Therapieversuch wehrt?«

»Die Angst der Wurst vor dem Schlachter.«

»Nur dass bei ihr tatsächlich ein Schlachter am Werk war. Vielleicht kann uns Shacker über ihre Persönlichkeit Auskunft geben. Kennst du ihn?«

Ich schüttelte den Kopf.

»Bedford Drive«, sagte er. »Beste Lage. Eigentlich viel zu edel für eine Frau wie Vita.« Er tippte Shackers Nummer in sein Handy, horchte, runzelte die Stirn und beendete den Anruf.

»Nur der Anrufbeantworter«, erklärte er. »Ich find's besser, wie du das machst.«

Ich nutze immer noch einen Telefonservice, der Anrufe für mich entgegennimmt, weil es für mich zu den Grundprinzipien meines Jobs gehört, dass Menschen mit Menschen reden. »Du hast nichts hinterlassen.«

»Ich wollte ihm keinen Schrecken einjagen, nicht dass er mir kommt von wegen Schweigepflicht. Außerdem dachte ich, mit ihm zu reden wäre eher was für dich. So von einem Gedankenverschmelzer zum anderen.«

»Vielleicht jemand, mit dem ich endlich mal das Thema Seelenwanderung erörtern kann.«

»Hätt ich dir gar nicht zugetraut, Amigo. Also, machst du's?«

Ich lächelte.

»Bestens. Dann schauen wir uns jetzt dieses Restaurant an.«

Milo ließ seinen zivilen Polizeiwagen am Tatort stehen, und wir fuhren in meinem Cadillac Seville in westlicher Richtung zum Robertson Boulevard. Das Bijou hatte eine braune Klinkerfassade und lag so nah am Freeway 10, dass der Ruß der vorbeirauschenden Fahrzeuge sein Schild puderte. Auch die Klinker sahen ziemlich verdreckt aus, das große Panoramafenster jedoch war blitzblank geputzt.

An diesem Vormittag standen Heidelbeerpfannkuchen auf der Tageskarte. Unter Öffnungszeiten hieß es: *Nur Frühstück und Mittagessen, geöffnet bis 15 Uhr.*

Im Innern sah es aus, als wäre ein altehrwürdiger Diner bei einer noch nicht lange zurückliegenden Sanierung auf Retro getrimmt worden – mit grünen Vinylbänken und laminierten Tischen, die wie Resopal gemustert waren. An

den Wänden hingen Porträts von Kinostars, wie man sie aus Reinigungen kennt, neben Schwarzweißansichten von L. A. vor dem Bau des Freeways.

An der Bar saß ein alter Mann und las im *Wall Street Journal*. Von den sieben Tischen waren drei besetzt: Ganz vorne saßen zwei junge Mütter, die versuchten, sich zu unterhalten, während sie sich gleichzeitig um ihre zappelnden Babys kümmerten, die mit Lätzchen um den Hals in Kinderstühlen thronten. Hinter ihnen aß ein stämmiger Typ mit Mondgesicht Steak und Eier und kritzelte dazu in ein Rätselheft. Weiter hinten arbeitete sich ein braun uniformierter Paketbote, der klein war wie ein Jockey, durch einen Berg Pfannkuchen, während er gleichzeitig mit seinem iPod spielte. Beide Männer blickten auf, als wir eintraten, und widmeten sich dann wieder ihren jeweiligen Beschäftigungen. Die Frauen waren viel zu sehr auf ihre Kinder konzentriert, um uns zu bemerken.

Die Kellnerin, jung, blond, wohlgeformt, ein Tattoo über den ganzen Arm, war allein. Hinter der Durchreiche in der Küche schwitzte ein Mann, der aussah wie ein Inka.

Milo wartete, bis die Kellnerin dem *Wall-Street*-Mann Kaffee nachgeschenkt hatte, ehe er sie ansprach.

»Setzt euch, wohin ihr möchtet, Jungs.«

Ihr Namensschild rief fröhlich *Hedy!*, doch Milos Dienstmarke verdarb ihr sofort die gute Laune. Der alte Mann legte die Zeitung beiseite, um nichts zu verpassen.

Hedy sagte: »Ich gehe den Geschäftsführer holen.«

»Kennen Sie Vita Berlin?«, fragte Milo.

»Sie kommt hierher zum Essen.«

»Regelmäßig?«

»Schon irgendwie«, sagte sie. »So zweimal die Woche?«

Der alte Mann warf ein: »Was hat die denn angestellt?«

Milo sah ihn an. »Sie ist tot.«

»Oh mein Gott!«, rief Hedy aus.

Der Alte fragte ungerührt: »Wie ist sie gestorben?«

»Keines natürlichen Todes.«

»Was heißt das? Selbstmord? Unfall?« Die buschigen weißen Augenbrauen schoben sich zu einem eindrucksvollen Giebeldach zusammen. »Noch schlimmer? Ja, wahrscheinlich noch schlimmer, wenn sich sogar die Polizei herbemüht.«

»Ach, Sam«, sagte Hedy.

Der *Wall-Street*-Typ sah sie mitleidvoll an.

Milo wandte sich an ihn. »Sie kennen Vita?«

»Ich wusste zumindest so viel über sie, dass ich sie nicht leiden konnte. Was ist mit ihr passiert? Hat sie sich zur Abwechslung mit einem angelegt, der sich das nicht gefallen ließ?«

Hedy sagte: »Oh mein Gott, Sam, das ist furchtbar. Soll ich Ralph holen gehen? Er ist hinten.«

»Ralph ist der Inhaber?«

»Der Inhaber dieses Gourmettempels«, ergänzte der Alte.

»Klar.«

Hedy eilte auf das *Exit*-Schild zu.

Der alte Mann sagte: »Die haben da was laufen, sie und Ralph.«

»Sam …?«, hakte Milo nach.

»Samuel Lipschitz, Versicherungsmathematiker«, stellte sich der Alte vor. »Glücklich in Rente.« Er trug eine flammend-orangefarbene Strickjacke über einem weißen Hemd, das bis zum Kragen zugeknöpft war, eine graue Leinenhose, karierte Socken und Schnürschuhe aus feinem Ziegenleder.

»Was konnten Sie denn an Vita nicht leiden, Mr. Lipschitz?«

»Sie gehen also davon aus, dass sie ermordet wurde.«

Als er die Stimme hob, blickten die jungen Mütter herüber. Paketbote und Rätselfreund reagierten nicht.

Milo sagte: »Sie würde das offenbar nicht überraschen.«

»Ja und nein«, erwiderte Lipschitz. »Ja, weil ein Mord ein seltenes Ereignis ist. Nein, weil sie, wie gesagt, ein provokantes Wesen hatte.«

»Wen hat sie provoziert?«

»Jeden, wenn sie wollte. Sie hat da keine Unterschiede gemacht.«

»Hat sie hier auch andere provoziert?«

»Sie kam reinstolziert, ließ sich auf eine Bank fallen und fing an, in der Gegend herumzuglotzen, als suchte sie nur einen Vorwand, um ausfällig zu werden. Alle wussten über sie Bescheid, und wir ignorierten sie einfach. Sie bestellte schmollend, aß schmollend, blieb schmollend noch ein wenig sitzen, zahlte dann und ging.«

Lipschitz schmunzelte.

»Diesmal hat sie es wohl zu weit getrieben, was? Wie haben sie's gemacht? Und wo?«

»Darüber kann ich nichts sagen, Sir.«

»Sagen Sie mir nur eins: War es hier in der Gegend? Ich lebe ja nicht mehr hier. Als ich in Rente ging, bin ich nach Alhambra gezogen. Aber ich komme öfter hierher, weil ich das Gebäck so mag, sie beziehen es von einem dänischen Bäcker draußen in Covina. Wenn es also irgendetwas in puncto Sicherheit gibt, das ich wissen sollte – sagen Sie's mir bitte. Ich bin jetzt vierundsiebzig, und ich würde gerne noch ein paar Jährchen dranhängen.«

»Soweit wir das beurteilen können, Sir, haben Sie nichts zu befürchten.«

»Solche schwammigen Sprüche können Sie sich gerne sparen«, sagte Lipschitz.

»Es war kein Straßenverbrechen. Mit Bandenkriminalität oder Raub hatte es nichts zu tun.«

»Wann ist es passiert?«

»Irgendwann letzte Nacht.«

»Wenn ich also tagsüber hierherkomme, dürfte mir nichts zustoßen?«

»Mr. Lipschitz, können Sie uns noch etwas über Vita erzählen?«

»Abgesehen davon, dass sie asozial und aggressiv war? Nun, es gab da wohl einen Vorfall, den ich aber nicht selbst miterlebt habe. Ein Streit, hier im Lokal. Vor vier, fünf Tagen, ich war in Palm Springs bei meinem Sohn, sodass mir mein Gebäckstück und der ganze Trubel hier entgangen ist.«

»Wer hat Ihnen davon erzählt?«

»Ralph – aber da kommt er, am besten lassen Sie sich die Geschichte von ihm erzählen.«

Ralph Veronese war noch keine dreißig, groß und ausgemergelt, hatte langes, dichtes dunkles Haar, die Wangenknochen eines Rockstars und Hängeschultern. Er trug ein schwarzes Bowling-T-Shirt, tief auf den Hüften sitzende hautenge Jeans, Arbeitsstiefel und einen Brillantstecker am linken Ohr. Ein Arm war blau tätowiert.

Seine Hände waren rau, seine Stimme klang weich. Er fragte, ob wir uns draußen unterhalten könnten, und als Milo einverstanden war, bedankte er sich überschwänglich und führte uns durch den Hinterausgang hinaus. Auf dem einzigen Stellplatz stand ein roter Transporter.

»Hedy hat mir gerade von Vita erzählt. Unglaublich.«

»Sie glauben nicht, dass es jemanden gibt, der ihr etwas antun wollte?«

»Nein, das ist es nicht. Ich meine, es überrascht mich eigentlich nicht, es ist nur … wenn man jemanden kennt. Sie war noch vor ein paar Tagen hier.«

»War sie Stammgast?«

»Jedenfalls kam sie zwei- bis dreimal die Woche.«

»Großer Fan Ihrer Küche?«

Veronese antwortete nichts.

»Irgendwas muss ihr hier gefallen haben«, sagte Milo.

»Sie fand's gut, dass sie zu Fuß herkommen konnte, hat sie mir mal gesagt. ›Nicht dass Sie so ein toller Koch wären, aber so muss ich schon meine Karre nicht quälen.‹ Ich darauf: ›Und Sie kommen selber in die Gänge.‹ Fand sie aber nicht witzig. Sie fand nie irgendwas witzig.«

»Eine echte Kratzbürste.«

»Ja, echt.«

»Mr. Lipschitz meinte, sie hätte hier vor ein paar Tagen einen Streit provoziert.«

Veronese drehte an seinem Ohrring. »Das hatte bestimmt nichts mit dem zu tun, was ihr passiert ist.«

»Wieso nicht, Mr. Veronese?«

»Mr. Veronese … das war mein Großvater. Ralph genügt. Also, Vita war eine Hexe, aber der kleine Vorfall hier ist bestimmt nicht wichtig.«

»Erzählen Sie uns von dem Streit, Ralph.«

Er seufzte. »Wie sie sich verhalten hat, war wirklich nicht zu entschuldigen, und ich weiß noch nicht mal, wie die Leute hießen. Die waren zum ersten Mal hier.«

»Was ist passiert?«

»Diese Leute waren mit ihrem Kind da. Vita saß bereits beim Essen, mit der *Times*, die sie sich immer von uns borgt.«

»Wie viele Leute?«

GOLDMANN

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE

Jonathan Kellerman

Rachenacht
Ein Alex-Delaware-Roman 27

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 448 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-442-47883-5

Goldmann

Erscheinungstermin: März 2013

Seine Verbrechen sind die Taten eines kranken, getriebenen Geistes. Und ein Hilferuf.

Eine brutale Mordserie versetzt die Bewohner von Los Angeles in Panik. Das erste Opfer wurde in seiner Wohnung gefunden – die eigenen Gedärme wie eine Kette um den Hals geschlungen. Bald sind vier weitere Menschen tot. Die einzige Verbindung: Bei jedem Opfer findet sich ein weißes Blatt mit einem Fragezeichen. Angesichts der abnormen Grausamkeit des Täters erhofft sich Detective Milo Sturgis Hilfe von dem Psychologen Alex Delaware. Die Ermittlungen führen die beiden Freunde an einen Ort, an dem Unmenschlichkeit und Wahnsinn einen verhängnisvollen Pakt eingegangen sind.

Der Titel im Katalog